

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

15.4.1934 (No. 15)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 15



15. April 1934

Bruno Goldschmit / Johannes Müller zum 70. Geburtstag

Eine Erinnerung

Im Jahre 1897 verkündete eine Bekanntgabe, der Dr. Johannes Müller aus Schliersee spräche im Karlsruher Rathaus über „Religion und Naturwissenschaft“. Wer dieser Dr. Johannes Müller wäre, erfuhr man dann so nebenher. Dieser Vortrag war der erste, den Johannes Müller in Karlsruhe hielt. Er war wie ein Steinwurf in ein ruhiges Gewässer: immer weiter dehnte sich seine Wirkung aus. Wellenmäßig dehnten sich die Kreise und kamen mit Menschen in Berührung, von denen man ein Berührtwerden nicht durchweg erwartet hatte.

Uns Primanern von einst kam eine Aufforderung, den Vortrag zu besuchen, gleichfalls vor Augen und Ohren. Ein Trupp aus unserm Kreis ging hin. Von da an war, wenigstens mein Leben, ich möchte sagen: schicksalhaft an Johannes Müller gebunden. Ich habe in 37 Jahren keinen seiner bald aus Raumgründen in den größeren Eintrachtsaal verlegten oder auch im mittlerweile abgebrannten Museumssaal gehaltenen Vorträge versäumt. Weit wichtiger freilich war, daß auch andere Kreise regelmäßige Hörer der Müllerischen Darbietungen gewesen sind. Bekanntlich u. a. das Großherzogpaar und vor allem Prinz Max, der ja bis zu seinem Tode ein treuer Freund Müllers gewesen ist und noch kurze Zeit davor bei ihm gewohnt hatte. Es werden sich heute noch viele andere Karlsruher jener Stunden mit Dank erinnern, da sie dem schon durch sein ganzes Gehaben fesselnden Redner hatten lauschen dürfen, stets unter dem Eindruck, hier spricht eigentlich kein „Redner“ im üblichen Sinn. Hier trägt keiner seine „wohlaufrichtigten“ und „sein durchdachten“ „Gedanken“ vor. Denn Johannes Müller setzte seine Worte vor dem Sprechen nicht auf, hat sie auch nicht „sein durchdacht“ und schließlich waren es auch gar keine „Gedanken“, die er sich etwa über irgendeines der vielen von ihm dargestellten Dinge gemacht hatte. Sondern es war etwas von Grund auf anderes! Von oben her zum Aussprechen aufgedrängt.

Was wollte und was will Johannes Müller?

Um's kurz zu sagen: Gerade dieses sich „über“ eine Sache „Gedanken machen“ und aus den Gedanken und Vorstellungen heraus sich einbilden, die Sache erfasst zu haben — gerade das ist es, was Johannes Müller allezeit bekämpft hat und bekämpfen mußte. Denn auf diesem Weg erkennen wir eine Sache gar nicht. Diese heute unserm Volke schier schon ins Blut übergegangene Weisheit und Warnung vor dem, was man Intellektualismus heißt, verkündete Johannes Müller schon vor mehr als einem Menschenalter. Vor allem gerade auf jenem Gebiet, wo jener Irrtum das wirkliche und wirkende Erleben verhängnisvoll zurückdrängen oder gar zu vernichten drohte: im religiösen Leben.

Aber schon dieser Ausdruck „religiöses Leben“ findet sich selten bei Johannes Müller. Oder wo er sich findet, hatte er ihm einen andern, und leider nicht immer sofort allseits erfaßten Sinn gegeben. Aber das war nicht Müllers Schuld.

Denn das sogenannte religiöse Leben war im Laufe der Zeiten selbst etwas ganz anderes geworden, wie es nach Wille und Weisung des einzigen Kompasses hierfür, nämlich Jesus selbst, hätte werden und sein sollen. Wollte schon Jesus durch seine Verkündigung des „Reiches Gottes“, als eine stets gegenwärtige und wirkende Kraft aus Gott, die Menschenherzen und die Seelen hierfür empfänglich, unruhig und doch stark und gewiß machen, so geriet die „Religion“ eben im Gegensatz hierzu im Lauf der Zeiten nur zu sehr in das menschliche Getriebe hinein, wurde Vergangenheitsangelegenheit, Ueberlieferung, Studienobjekt, wurde vermenschlicht und um seine Kraft, Salz der Erde und Licht der Welt zu sein, gründlich gebracht. Gerade, was Jesus in seinen Tagen zum Hervortreten und zu seinem Verkündigen rief, rief auch Johannes Müller aus seiner ursprünglich Schlierseer, dann Mainberger und nunmehriger Elmauer Stille heraus und wirbelt den trotz der 70 Jahre noch jugendfrischen Mann, wenn es sein muß bis nach Skandinavien hinauf und durch die Stätten seines deutschen Vaterlandes, wo immer man ihn ruft, seine Weisung wünscht, nur dort, wo man ihn ruft und sucht, aber nie von sich aus redend und kündend! Wunderbar ist dabei seine geradezu prophetische Schau, wie sein im deutschen Wesen verwurzeltsein. Was er über den Krieg und die Kriegsnot von einst, was er zur undeutschen Revolution von 1918, vor allem aber zur deutschen Revolution von heute zu sagen wußte, liegt auf dieser Linie.

Johannes Müllers Weg und Wege

Johannes Müllers Weg ist kein gewöhnlicher, kein „normaler“ gewesen. Bis in die höheren Schülerjahre hinaus war er, fast gelähmt, ans Bett gefesselt. Mit zäher Entschlossenheit überwand er sein Leiden und lernte dies und manch anderes Schicksal meistern. Im Kirchendienst ist er nie gestanden. Theologie hat er, der nachmalige Doktor der Theologie, wohl gründlich studiert, aber er ist durch das Leben über die Theologie hinausgeführt worden, wenigstens über jene Art von Theologie, die sich rein theoretisch in Gedanken verliert, ohne auf Erfahrung und Erleben der Wirklichkeit aus zu sein. Bei Müller ist eben alles tiefstes Leben aus Gott! Praktisches, d. h. lebendiges Erfassen der „einzig wirklichen Wirklichkeit“. „Warten, was wird“, „nichts selber machen wollen!“ Ueberhaupt nicht wollen, sondern sozusagen „von Gott sich wollen lassen“, und dies selbstbewußt doch wieder allem Sichtreißenden gegenüberstellend! Das sind einige der vielen Meilensteine auf dem Wege Johannes Müllers!

Vielseitig sind die Wege, auf denen nun der so weit hin wirkende Mann die Menschen mit sich reißt. Nicht tut er es durch absichtliche Beeinflussung oder gar durch Inanspruchnahme einer Führerstellung einer bestimmten Schule, Gemeinschaft oder Vereinigung. Nichts lehnte und lehnt Müller mehr ab als dies! Aber etwas ganz anderes bedeutet ihm und für ihn, in die Seelen und Herzen den zündenden Funken werfen, die Menschen zu sich selber bringen, in ihrem eigenen Leben Gott suchen heißen und die Wahrheit des Evangeliums

Jesu! Seine Wahrheit zur Wahrheit anderer werden lassend! Darum und nur darum schrieb Johannes Müller seine vielen Bücher und Schriften.* Schon in der ersten Zeile des Vorworts zum 1. Band seiner nunmehr auf 36 Jahreshände gewachsenen „Grünen Blätter“ (früher noch erweitert genannt: „zur Pflege persönlichen Lebens“): „Wir stehen heute in Gefahr, daß unser persönlich geistiges Leben unter Büchern und Zeitschriften erstirbt“. Daß diese Gefahr von damals, vor fast 40 Jahren, heute behoben wäre, ist nicht gerade zu behaupten! Jedenfalls wollte Müller nicht zur Verschlimmerung des Nebels beitragen. Aber als ihm eine Wahrheit zum Verständnis der Verkündigung Jesu aufging, wie es ihm damals in jener geradezu wunderbaren, völlig unreflektierten Erfassung der „Bergpredigt“ zuteil ward, da beriet er sich nun nicht erst lange, sondern schrieb seine Erkenntnisse nieder, mißverstanden und totgeschwiegen zwar von der „Zunft“, aber von Tausenden von heißhungrigen Lesern ihm im stillen und im lauten verdankt! Und so war es mit seinen andern Büchern, den „Verdeutschungen der Reden Jesu“, wovon jetzt der 4. Band erschienen ist, die Verwirklichung des Reiches Gottes“ enthaltend, seinen „Wegweisern“ und „Neuen Weg-

Die Bücher sind fast alle bei Voel in München, die andern sowie die „Grünen Blätter“ im Verlag der „Grünen Blätter“, Schloß Elman, Post Alais in Oberbayern, erschienen.

weisern“, seinem Büchlein über „Gott“ oder über „Die Liebe“, „Hemmungen des Lebens“, seine mannigfachen „Flugschriften“, seine trefflich klaren Bücher „Jesus, wie ich ihn sehe“, „Von Weihnachten bis Pfingsten“ und nicht zuletzt sein vor 30 Jahren erstmals und unserer dafür heute viel empfänglicheren Zeit in 9. Auflage erneut dargebotenes Buch über den „Beruf und die Stellung der Frau“. Und noch einmal: Seine 35 Bände „Grüner Blätter“ und manch anderes noch.

Nicht zuletzt aber sind zu Johannes Müllers Wegen jene Freistätten zu rechnen, Schloß Mainberg von einst und Schloß Elman von heute. Dort erlebt der, dem es nun einmal gegeben ist, sich dem allem zu erschließen, das ganze Wunder der Johannes Müllerschen Persönlichkeit und des von ihm ausstrahlenden Geistes. Ist schon die Natur der Elman am Fuße des Wettersteins ein Naturwunder in des Wortes wahrer Bedeutung, so erit recht gemeinsam mit dem dortigen Leben. Gewiß, man kann davon, wenn auch unendlich völlig, so doch im wesentlichen unberührt bleiben. Es muß aber schon seltsam zugehen, wenn von dem aus kraftvollen Tiefen flutenden Erleben nichts übrig geblieben wäre als etwa das Bewußtsein, halt auch einmal dort gewesen zu sein! Nein, Johannes Müller und seine Elman sind gottgeschenkte Gelegenheiten, durch sie beide hinter das Geheimnis des Lebens zu kommen, vielleicht mehr als anderweitig, sofern immer nur die Möglichkeit dazu uns Menschenwesen überhaupt je gegeben ist.

Karl Lang / Das badische Infanterieregiment von Porbeck und der siebenjährige Volkskrieg auf der Pyrenäenhalbinsel 1808 - 1814

(Ein Kapitel deutscher Tragik)

II.

Schon am 17. Januar hatte der Kaiser in verärgelter Stimmung das Land für immer verlassen. Oesterreich hatte den Krieg erklärt. Damit schwand der einheitliche Zug aus den französischen Operationen in Spanien. König Joseph war zwar von seinem kaiserlichen Bruder zum Höchstkommandierenden bestimmt worden, allein er besaß weder Autorität noch Fähigkeit genug, um sich bei den selbstherrlichen, aufeinander neidischen Marschällen im Sinne einer einheitlichen Führung durchzusetzen. So begann der zweite Abschnitt des Krieges: der Krieg der Marschälle. In sieben Gruppen schlugen sich von nun an die französischen Heere meist zusammenhanglos mit dem jähen, schwer zu fassenden Gegner.

Dazu kam, daß die englische Armee mehr und mehr aus ihrer kühlen Defensive heraustrat und in steigendem Maße das Rückgrat des die ganze Halbinsel durchtobenden Volksaufstandes wurde. Unter dem Schutze der Flotte hatte sich der methodische Wellesley auf der nördlich der Tajomündung gelegenen Halbinsel eine vortreffliche Operationsbasis geschaffen und dieselbe durch den Bau der sogenannten Linien von Torres Vedras unangreifbar gemacht. Von dieser festen Basis aus begann er Mitte Mai den bedächtigen Vormarsch tajoaufwärts. Seine Armee bestand aus Engländern, Spaniern, Portugiesen und — Deutschen, und zwar Hannoveranern und Braunschweigern.

1808 hatten die Franzosen das Kurfürstentum Hannover besetzt. Damit verfiel auch die hannoversche Armee der Auflösung. Kaum aufgelöst entstand sie aber in neuer Form, und zwar jenseits des Meeres in England. Ihre Schöpfer waren der hannoversche Oberstleutnant von der Decken, dem die britische Regierung einen Werbebrief ausstellte, und der englische Oberst Falkett. Am 19. Dezember 1808 legten diese Männer den Grund zur „Deutschen Legion des Königs von England“, zur „Kings German Legion“. 1806 zählte sie bereits 10 Bataillone Infanterie, 5 Regimenter Kavallerie und 6 Batterien. Nach und nach erreichte sie den Höchststand von 16000 Mann. Diese deutsche Legion, eine Kerntruppe, hat den Engländern auf allen möglichen Kriegsschauplätzen, im dänischen Seeland vor Kopenhagen, in den Niederlanden, auf Sizilien, auf der Pyrenäenhalbinsel und zuletzt in der Entscheidungsschlacht bei Waterloo die trefflichsten Dienste geleistet*).

1809 gelang es den Engländern, noch eine andere deutsche Truppe nach der Pyrenäenhalbinsel zu bringen. Als sich 1809 Oesterreich gegen Napoleon erhob, stellte der von Napoleon seines Landes beraubte Herzog Wilhelm Friedrich von Braunschweig, ein Sohn des 1806 bei Auerstädt gefallenen preussischen Heerführers, eine 2000 Mann starke „Schwarze Schar der Rache“ in Böhmen auf und kämpfte als „Reichsfürst und Verbündeter des Kaisers“ gegen die Franzosen. Er und sein Korps trugen schwarze Uniform und den Totenkopf am Tschako. Daher die Bezeichnung „Schwarze Schar“ und „Schwarzer

*) Aus der Legion gingen später zahlreiche hannoversche Truppenteile hervor. Kaiser Wilhelm II. ordnete durch die zwei Kabinettsordern vom 24. Januar 1899 und 19. Dezember 1903 an, daß das Gedächtnis der Schicksale der Legion mit Liebe gepflegt werde.

Herzog**). Nach dem österreichischen Zusammenbruch schlug er sich in unerhört verwegenerm Zug durch die ihn umstellenden Feinde quer durch Norddeutschland zur Küste durch. In Elsfleth, an der Wesermündung, nahmen englische Schiffe die fühne Schar auf und brachten sie nach Portugal.

Der ganze Fluch, der auf den deutschen Geschicken lag, tritt hier grell in Erscheinung: hier stand die „deutsche Division“ des französischen Kaisers, dort die „deutsche Legion“ des englischen Königs, die sich auf Befehl ihrer fremden Gebieter gegenseitig abwürgen mußten.

Um nicht von den immer weiter den Tajo aufwärts vorgehenden Engländern abgeschnitten zu werden, eilte Marschall Viktor wieder auf das nördliche Tajoufer zurück und sperrte in einer festen Stellung bei Talavera (westlich von Toledo) die Straße nach Madrid. Nachdem die Deutschen in dieser Gegend die Steuern mit dem Bayonett eingetrieben hatten, wurden sie zu Vorstößen in die Sierra Morena abkommandiert. Die Strapazen und Entbehrungen, die die Truppen auf den Marschen durch die von glühender Sonne zur Wüste ausgebrannten Mancha auslieferten, überstieg alles bisher Dagewesene. Selbst unter einer Skorpionenplage litten sie in ihren trostlosen Bivaks. Hauptmann Niegel berichtet: „... das Tödtliche seines Stiches wurde für mehrere davon getroffenen Soldaten dadurch abgewendet, daß sie das Tier selbst sogleich zerdrückten und „in Del getaucht, einige Tage auf der Wunde liegen ließen“. Krankheiten wie Ruhr, Gallen- und Wechselstieber u. a. m. zeitigten unter den Nordländern eine unheimliche Sterblichkeit. Es war höchste Zeit, daß am 6. Juni 1809 in Dropeza beim Regiment Baden ein Ersatzbataillon von 700 Mann aus der Heimat eintraf.

Am 17. Juli 1809 vereinigte sich der englische Heerführer, die Verzettlung der französischen Kräfte ausnützend, mit einer neuen Armee Guestar und ging auf Talavera los, wo Joseph sämtliche im Süden stehenden Korps zum Schutze seiner Hauptstadt zusammenzog. Der militärisch ungemein veranlagte Marschall Soult, der eigentliche Feldherr der Franzosen in den Pyrenäischen Feldzügen, sollte mit den drei Nordkorps von Salamanca her die Engländer im Rücken fassen und von ihrer Basis abschneiden. Der Plan versprach Erfolg, allein Joseph wartete nicht, bis Soult genügend heran war.

Am 27. Juli 1809 — ein bleischwerer Hochsommerstag lastete auf den schweißgebadeten Heeren — griff er an. Trotz verzweifelter Massenangriffe am Tag und in tiefer Nacht gegen den auf verschanzten Weinbergterrassen und verbauenen Olivenwäldern zäh sich wehrenden Gegner blieb der Sieg den französischen Fahnen verjagt. 15000 Mann und 25 Geschütze ließ das Heer auf dem Schlachtfeld liegen. Die Rheinbunddivision stand im Zentrum; das Schicksal fügte es, daß sie hier auch auf deutsche Regimenter stieß. Den gräßlichen Kampf Deutscher gegen Deutsche bestritt die Rheinbunddivision — noch etwa 4500 Mann — mit dem Verlust eines Viertels ihres Bestandes.

**) Uebrigens war der Herzog, der 1815 bei Quatrebras fiel, mit der badischen Prinzessin Marie, einer der fünf Entfesselten Karl Friedrichs verheiratet.

Als das Regiment Baden auf dem Höhepunkt der Schlacht zu weit vorprellte und eine Weinbergsmauer nach der anderen erkletterte, merkte es nicht, daß die rechts und links anschließenden Bataillone geworfen wurden. Die Folge war, daß es von den Engländern auf beiden Seiten überflügelt und mit Feuer zugebedeckt wurde. Dabei wurde auch Oberst von Porbeck, der hoch zu Ross — ein Pferd war ihm schon unter dem Leib erschossen worden — seine Truppe führte, samt der ganzen Fahnensektion von einem Kartätschenschuß zu Boden geschmettert. Mit seinem Tode brach die Angriffskraft des Regiments zusammen, es stütete unter grausamen Verlusten zurück. Die Hälfte lag am Boden. Im zweiten Teil der Schlacht waren die deutschen Bataillone Gegenstand wütender Reiterangriffe. Bei dieser Gelegenheit versah sich die badische Regimentsmusik mit den schönen sirenenförmigen englischen Dragonerhelmen, die allenthalben auf dem Schlachtfeld herumlagen, und machte im Schmuck dieser eigenartigen Trophäe den Krieg bis zu Ende mit. Bis zur Kraftlosigkeit ermattet behaupteten beide Parteien das Schlachtfeld. Zwar war Wellesley, nunmehr Herzog Wellington von Talavera, Sieger, insofern er den Angriff der Franzosen zurückgeschlagen hatte, allein an eine Einnahme von Madrid war nicht zu denken. Ja, der vorsichtige Engländer hielt es angesichts des Auftauchens Soult's in seinem Rücken für geraten, schleunigst auf die Festung Badajoz am Quadriana zurückzugehen. Auch in die britisch-spanischen Operationen wollte keine rechte Einheitlichkeit kommen, sei es durch Wellingtons Reserve, sei es durch die Unbotmäßigkeit und Ueberheblichkeit der spanischen Heerführer.

So rückte unbeirrt durch die Gestalt der Lage General Venegas eigenmächtig von Südosten, von der Sierra Morena her, gegen Madrid vor. Sofort warf man ihm polnische Regimenter und die nunmehr offiziell zur „Division de la Confederation du Rhin“ umgetaufte deutsche Division als Vorhut entgegen. Bei Almonacid, in der den Leuten nur zu bekannten Mancha war es dann, wo am 11. August 1809 in der Kräfte der Schlacht die Polen und dann vor den anderen deutschen Truppenteilen Regiment Baden unter seinem neuen Obersten Hennig den Waffengang zu einem französischen Siege stempelten. Im übrigen blieb auch dieser Sieg ohne tiefere Auswirkung.

Für einige Zeit wurden nun die Deutschen zur Deckung Madrids in herrlicher Gegend bei Toledo einquartiert. Während dieser Atempause konnten sie sich endlich einmal an Wein, Fleisch, Gemüse und süßlichem Obst nach Herzenslust laben.

Bald aber setzten die end- und zwecklosen Kreuz- und Quer-Märche wieder ein, verbunden mit zermürbendem Vorpostendienst und Gefechten mit den zwischen Tajo und Sierra Morena immer dreister und erfolgreicher auftretenden Guerillabanden. So gelang es einer 2000 Mann starken Guerilla, in der Nacht vom 21. zum 22. August eine nassauische und eine badische Kompagnie, letztere unter Hauptmann von Froben, bei der Bewachung von Tajosurten zu überwinden.

Zum letztenmale für lange Jahre traten unsere Landsleute im Herbst 1809 einem regulären Gegner in offener Feldschlacht entgegen. Im November setzte unter Arceaga eine neue, in der Mancha auftretende spanische Armee alles daran, Madrid zu befreien. In der weiten Ebene von Deana, südöstlich von Aranjuez, ereilte sie das Schicksal ihrer Vorgängerin, nicht zum wenigsten dank der Eifersucht der polnischen und deutschen Regimenter. Wie ein Blitz traf die Deutschen der Auftrag, die 15 000 Gefangenen der Schlacht durch die vom Aufstand rasende

Halbinsel nach der französischen Stadt Bayonne zu eskortieren. Was das hieß, darüber war sich der letzte Füsilier im klaren. Um einer Vermehrung der Guerillas vorzubeugen, gab die französische Führung den ungeheuerlichen Befehl aus, die Gefangenen, die nicht weiter konnten, zu erschießen. Den deutschen Kommandeuren blieb nichts übrig, als den Befehl auszugeben und dann ohne umzusehen an der Spitze ihrer Kolonnen weiterzuziehen. Vier Wochen wurde in drei Staffeln bei schrecklicher Witterung über Segovia, Valladolid, Burgos, Vitoria nach Bayonne rastlos marschiert. Nach den Berichten muß das Elend unter den armen Gefangenen grenzenlos gewesen sein. Mit allen erdenklichen Mitteln suchte das vor Wut schäumende spanische Volk seine unglücklichen Landsleute zu befreien. Und obwohl viele der Erschöpften auf den Packtieren der Deutschen und sogar von den Mannschaften selbst getragen wurden, sprang der bisher in der Hauptsache den Franzosen geltende Haß auch auf die Deutschen über. Von nun an wurde einem Deutschen so wenig Pardon gegeben wie einem Franzosen. In Bayonne übernahm der eben aus Karlsruhe eingetroffene General von Neuenstein das Regiment. Ein Augenzeuge berichtet, einen wie kriegerischen Eindruck damals das Regiment mit seinem jungen, abgehärteten Offizierkorps und den vielen prächtigen Soldatengestalten unter Unteroffizieren und Mannschaften erweckte.

Mit dem Jahre 1810 hielt keine spanische Armee mehr das freie Feld. Selbst die englische Energie schien erstarret zu sein, Soult überstieg die Sierra Morena, eroberte Andalusien und schritt zum Gewaltangriff auf die von Spaniern und Engländern zäh verteidigte Seefeste Cadix. Ney und Mortier stießen drohend gegen die festen Einfallstore nach Portugal Ciudad Rodrigo und Badajoz vor.

Von nun an tat Regiment Baden wie seine deutschen Kameraden drei Jahre Stappendienst, und zwar meist in den Provinzen Mancha, Toledo und Kastilien. Schon im Januar übernahm es die Sicherung der großen, von Tausenden von Guerillas umschwärzten Heerstraße Madrid-Balladolid. In kleine Abteilungen verzettelt verblutete es langsam in einem um Stationen und Geleitzüge mit tigerhafter Wut geführten Kleinkrieg. Die Stappenorte waren meist 25–30 Kilometer auseinander. Gewöhnlich lag ein Hauptmann mit seiner Kompagnie in einem Dorf. Er legte alles in ein freistehendes Haus und richtete es durch Graben, Erdaufwurf, Palisaden, Schießarten und Fallbrücke zu nachdrücklicher Verteidigung ein, versorgte sich mit Mundvorrat und Munition und ließ durch einen in die Kirche eingeschlossenen Doppelposten vom Turm aus das Umland beobachten. Seine Lage glich der des Ansiedlers im wilden Westen, der in unbarmherzigem Krieg mit den Rothäuten liegt. Angespannt lauschte sein Ohr den nächtlichen Tierrufen oder suchte sein Auge das unheimliche Dunkel zu durchdringen. Jeder Station waren die nächsten Ortschaften zur Lieferung von Lebensmitteln zugeteilt. Da die Bauern aber gewöhnlich nicht lieferten, mußte er nachts mit einer kleinen Schar in die Dörfer eindringen, den Pfarrer oder Alkalden, d. h. den Schulzen, aufheben und solange einsperren, bis die Bauern das Verlangte lieferten. Beim Geleit der unzähligen kommenden und gehenden Kuriere, Generale und Wagenkolonnen aller Art mußte mit äußerster Vorsicht und mit Anspannung aller Sinne und Nerven vorgegangen werden. Namentlich durfte sich die Truppe nicht verschließen, sonst war ihr Schicksal besiegelt.

Wolfgang Müller-Glemm / Die Ausschweifung des Buchhalters Utterlin

Was unterschied seinen Werdegang schließlich von den Pflanzen, die am Wegrain kommen und vergehen, auf die Regen und Sonne, Fruchtstaub und Unrat fällt, ohne daß es ein achtsames Auge kimmert? Wohl nichts, denn auch seinem Gediehen kam kein Umstand zugute, der diesem Schicksal etwas Bestimmendes, Zweckvolles hätte geben können. Irgendwo war er großgezogen worden, irgend wohin hatten sie ihn in die Lehre gesteckt, und aus irgendwelchem Zufall war er der Oberbuchhalter Uetterlin geworden.

Es bliebe denn auch von seinem Lebensweg bis zum Beginn dieser Geschichte nur achtsamen Alltag zu berichten. Hart, so etwas festzustellen, aber schließlich dürfen wir nicht vergessen, daß über die Mehrzahl der Erdbewohner nicht mehr zu berichten wäre.

Unser Held war um die Bierzig. Seine Figur erschien trübselig, der Rücken machte Ansätze, in die Höhe des Halses hinaufzuwachsen infolge jahrelangen über Kaufmannsbücher Gebengisseins. Vor dem Gesicht standen metallene gefasste Brillengläser, die angestrengten Augen zu schützen, deren Farbe sie hierbei stahlen. Sonst war er Träger eines ungebärdigen Paarschopfes, der sich nach dem fast immer schlecht rasierten Kinn zu verkaufen schien. Ein mittelmäßiger Schnurrbart, nur selten und dann einem mäßigen Barbier ausgefetzt, verband die Gesichtshälften von oben nach unten und unterstützte den ungepflegten Eindruck beträchtlich. Schön war der Mann

also nicht! Hierzu kam ein armseliger Anzug, wie er eben einem Buchhalter, der Frau und mehrere Kinder zu ernähren hatte, ausfand. Nach dem eben gesagten, hatte er Familie, dies sei erwähnt, obwohl ihr in dieser Angelegenheit keine oder nur eine bemitleidenswerte Rolle zufiel, von der sie, Gott gönnte es dem armen Uetterlin, nie etwas erfahren sollte.

Seine Lebenskurve, die nicht einmal am Hochzeitstage aus ihrer Gleichmäßigkeit gebracht worden war, schien ihren wahrscheinlichen Scheitelpunkt erreicht zu haben, als die Chefs den Anspruchlosen mit wohlwollenden Worten zum Oberbuchhalter ernannt hatten. Aber man sollte sich irren, denn kurz nach dem erwähnten Vorgang erschien eine Neue in Uetterlins Büro. Marthe mit Vornamen. Laut ihrer Personalpapiere war sie dreißig Jahre alt. Im übrigen schien sie, sehr im Gegensatz zu unseres Freundes Wegrain, ihr Wachstum im lieblichsten Teil des Gartens Eden vollendet zu haben.

Der Oberbuchhalter warf nur einen kurzen Blick auf die Angekommene, mißbilligte in einem seiner flüchtigen Unterbewußtseins, das mit Beschmaad ausgesuchte, ihm zu elegant erscheinende Blüschchen, teilte ihr halb unfreundlich, halb würdevoll den Arbeitsplatz zu, hieß die Nachbarin sie einweisen und verließ alsbald wieder der unterbrochenen Arbeit.

Marthe war schon keine Neue mehr, als sich ihr, zwischen heimlichem Gescher und Tausendschöngedanken, böswillig ein Fehler in ihre Bücher eingeschlichen hatte und Anlaß zu einem

Auftritt in der weißgestrichenen eintönigen Abteilung gab. Zwischen Uetterlin und Marthe kam auf diese Weise, während er brüllte und sie heulte, die erste eigentliche Begegnung zustande. Aus der unfreundlichen Stunde heraus beschloß Uetterlin, sich dieses Mädchen ein bißchen mehr anzusehen.

Er hob infolgedessen von Zeit zu Zeit das Oberbuchhalterhaupt, um die Lockere zu überführen. Meistens vermochte Marthe eben durch einen raschen Ruck den Eindruck ihres Fleißes zu retten, hin und wieder blieb aber nichts anderes übrig, als mit den sanften Augen still und harmlos dem Gewaltigen in die Brillengläser zu sehen. Uetterlin konnte, wie schon beim ersten Male festzustellen war, dieses Standhalten nicht vertragen, denn alsbald fing er sich selbst zu schämen an und seine herrische Geste zerschmolz, ging in Hilflosigkeit über und stumm sank der Kopf über die aufgeschlagene Folienseite.

An einem freien Samstagnachmittag arbeiteten vereinzelte Freiwillige, mehr der Ueberstunden wegen, die bezahlt wurden als aus besonderem Interesse für den gerade im Gang befindlichen Abschluß, der beschleunigt werden sollte. Uetterlin, für dessen Wohl und Wehe viel von rechtzeitiger Arbeitsbewältigung abhing, war begreiflicherweise gnädig gestimmt und ging von diesem zu jenem, beriet und half. Auch Marthe kam an die Reihe, sie hatte lange Zahlenfolgen zu addieren, Uetterlin unterstützte sie, gefundene Summen richtig zu übertragen.

Er war müde von einer langen Woche, von immer wieder rechnen, das Mädel neben ihm war müde aus Langeweile, auf diese Weise kam eine Verwirrung zustande. Die Gedanken glitten ab, fingen an, um eine reizende kleine Hand zu kreifen, bis einer entdeckte, daß es doch sehr schönes auf der Welt gäbe und eine, daß selbst die dümmsten Männer in ihre Macht zu zwingen seien. Langsam strich das selbstbewußte Händchen über die Seite, immer dichter an die Uetterlinhand heran, bis beide zusammen stießen, ganz leicht und wenig nur, damit der Langweiler sich nicht erschrecken sollte. Als die Hände ein geringes Weilschen so gelegen waren, sah Marthe zu ihrem Opfer auf, ruhig und sicher, dabei doch wieder so, wie Frauen ihn wohl noch nie angesehen hatten! Und unser Uetterlin sah in der Falle! Die Knie fingen leicht an zu zittern. Wie gern hätte er die ungeschickte Hand gelöst, aber er wagte es nicht, und wieviel weniger wagte er mehr!

Jahrelang hatte sich das Herz des Mannes stumpf und öde im Gefäß der Brust pendelnd bewegt, gleich einem gefangenen Fisch, geduldig, stumm und kühl. Diese Minute entseffelte es! Heiß ergoß sich das Blut durch die Adern, die Pulse flogen, die Schläge hämmerten wie toll durch den Körper! Der Buchhalter Uetterlin ward von Liebe besessen!

Jetzt hatte sie ihn! Die kleine raffinierte Hand hüpfte weiter Zahlen entlang.

Der arme Uetterlin aber hatte von Stund an keine Ruhe mehr. Furien und gute Geister peitschten ihn durcheinander, Liebe, Haß, Eifersucht, Liebe, Angst, Mut, Liebe, Kleinmut und Größenwahn.

An sich blieb die Geschichte alltäglich. Die junge Spitzbübkin hatte mit der ersten Etappe erreicht, was sie wollte. Ihren Wünschen geschah Genüge, sie hatte bald etwas mehr Gehalt, etwas mehr Nachsicht, etwas bessere Arbeit. Doch der Wünsche waren nicht genug, der Macht hunger wuchs. Jetzt wollte sie Uetterlin verführen, weil er so ungeschickt war, weil er so häßlich war, weil er ihr Vorgesetzter war, weil es sehr komisch sein mußte, weil sie es sich in den Kopf gesetzt hatte.

Daß Uetterlin Feinde haben könnte, war ihm nie eingefallen zu bedenken. Es waren ihrer dabei ziemlich viele, solche, die in der gleichen Buchhaltung geringeres Ansehen genossen, solche, die in das selbe Mädel verschossen waren, in das hübsche Gesicht, die seine Figur und dann jene gar, die nicht so hübsch waren, und in die sich der unschuldige Uetterlin zehn und mehr lange Jahre nicht verliebt hatte.

Was geschehen mußte, geschah! Gelegenheit gab eine Filialkontrolle, die drei Bahnstunden vom Ort entfernt, an

einem lieblichen Fleckchen Erde stattzufinden hatte. Kluge Prophezeiungen behielten recht! Am fraglichen Tage fehlte auch Marthe! Sie sei plötzlich erkrankt, ließen einige entschuldigende Zeilen wissen. Der boshafte Meier räusperte ein unanständiges hm, hm nach dem andern. Bearbeitet wurde an diesem Tag in der Buchhaltung von Anderson u. Co., Lebensmittel en gros wenig genug. Stunden vergingen unter Kriegsrat. Schließlich wurde eine Frauendeputation zum Kontrollieren, Teilnahme heucheln, an das bezweifelste Krankenlager geschickt. Aus einer rasch gezeichneten Sammlung wurde ein Blumenstöckchen für die Patientin gekauft, damit sie schon beim Nachhauftkommen sehen sollte, wer dagewesen sei und Witterung bekäme wie der Hase Lese. Des ferneren hatte am Sonntag darauf eine Biermännerkommission, aus gutbelemundeten und unerschrockenen Helden bestehend, Spionage zu leisten. Jeder Mann erhielt einen Sektor zugewiesen, um ihn alsdann nach der Luststätte abzurufen.

Und richtig, im Fremdenbuch des verdeckten Gasthauses „Zum goldenen Löwen“ stand mit wohlbekannter Schwungvoller Hand: „Uetterlin, Waldemar und Frau Marthe geb. . .“ Fast uns den Namen verschweigen, aber er paßte auf Marthe und Marthe auf ihn, man mochte schütteln, wie man wollte.

Dann brach aber am Montag das Gewitter los!

Die Buchhaltung schweigte in Seligkeit.

Auch Marthe tat fröhlich und Uetterlin merkte nichts.

Glock zehn erbat der boshafte Meier laut und vernehmlich, zu den Chefs gehen zu können, in vertraulicher Angelegenheit. Im Raum schwang fast jauchzend das Gesicht. Und Uetterlin, der Verklärte, merkte noch immer nichts.

Herein! Meier bedauerte unendlich, er wäre beauftragt, es sei sehr peinlich, er fühle dennoch die Pflicht, und eben der ehrjame Uetterlin sei ein Luderjahn, mit dem Fräulein Marthe aber möge niemand mehr arbeiten!

Die Chefs dankten, haten schonend zu schweigen, alles sollte in Ordnung kommen.

Vor ihnen stand nun der Missetäter. Ein gebrochener Mann, ein reuiger Sünder, ein trübsümpflicher Wicht. Er wimmerte förmlich Gnade, Gnade, Weib und Kinder mußten heran, die Gemüter zu erweichen. Marthe schwor er mit allen Jubrünstigen ab. Nur ein einziges Mal sei es geschehen, niemals würde er es wiedertun.

Ein dringlicher Appell an Ehre und Gewissen, Hinweise auf Familienstolz, Auslegungen des Themas Vorgesetzter und Disziplin prasselten auf den Zermürbten nieder. Zuletzt brach die milde Sonne wieder durch das düstere Gewölk und alle waren gerettet.

Schamgebeugt, häßlich und klein schlich der gestern noch so lasterhaft Große an seinen Arbeitsplatz zurück. Schlangen zischelten Hohn.

Daß Marthe, die sich die Chefs danach etwas genauer ansahen, hübsch war, stand außer Zweifel. Weil die Kollegen nicht mehr mit ihr zusammen arbeiten wollten, machte man sie kurzerhand zur Sekretärin, wodurch sie einen eigenen Arbeitsraum ganz allein bekam. Bald darauf übrigens etwas mehr Gehalt, etwas mehr Nachsicht und bessere Arbeit.

Damit wäre die Affäre an sich beendet gewesen. Aber dann hätte sie nicht erzählt werden brauchen und Uetterlin wäre nicht gewesen, was er war: Ein von der Buchhaltung Bessenerer!

Eine Woche verstrich. Eine bedrückte, bedrückende Woche. Und wieder riefen die Chefs: Herein! Als es Montag war, Uetterlin schlüpfte durch die Türe, schnell, damit ihn möglichst niemand draußen sah. Er richtete sich in Positur und meldete sachlich und knapp:

„Ich hab' die Eintragung ins Fremdenbuch stornieren lassen!“

Und hochehobenen Hauptes verließ er die verduhten Chefs, ein ganzer Mann, ein reiner Mann, der unbescholtene Buchhalter Uetterlin.

Klara Maria Frey / Der Dichter spricht

Ihr wisset nichts von Wortes Not
und überblühten Sinn's Gebot,
die Schau zu offenbaren.

Ihr ahnet nichts vom süßen Schlag
der Ewigkeit in unser'm Tag,
durch den wir lauschend fahren.

Und weder Zorn noch Zagen gilt,
da er mit hellem Wort befiehlt
des Geistes liebstem Kinde:

„Schlagt Del und Wein aus dürrem Sand,
haut Schatten in das heiße Land,
wiegt euch im Gotteswindel!“

Wie Duft und Sicht uns quält und reizt
und unser Blut zu Bränden reizt,
das sind euch fremde Lüfte.

Ein Cherub hält mit strengem Schwert
die trägen Gärten uns versperrt
und jagt uns in die Wüste.